

# Unterhaltungs = Blatt.

Beilage

zur Preßburger = Zeitung No. 13.

Freitag, den 18. Februar 1825.

---

Gefahren von denen wir in Europa  
nichts wissen.

Als ich in Montevideo (in Südamerika) angekommen war, erzählt ein Reisender, mußte ich dort einige Tage verweilen, weil eben keine Schiffszugelegenheit nach Rio Janeiro vorhanden war. Schon bei meiner frühern Durchreise hatte man mir erzählt, daß kurz vorher einmal bei Tagesanbruch 4 Lieger in der Stadt gewesen wären. Jetzt hatte ich Zeit, und so erkundigte ich mich näher nach diesem sonderbaren Ereigniß. Es scheint, sie sind während der Nacht von der Hafenseite in die Stadt gekommen, wo sie alsdann eine Strecke von 2 bis 3 Viertelstunden hätten durchschwimmen müssen. Vielleicht waren sie schon eine Weile in der Stadt herum gelaufen; genug, bei Tagesanbruch wurden 2 Läden geöffnet, und in jeden derselben schlich sich ein Lieger ein. Der erste Laden war eine Pulperia (Brantweinschenke), wo der Lieger sich ganz ruhig auf den Schenkisch setzte, während der Wirth in einem Hinterzimmer beschäftigt war, die Gläser auszuspülen. Als er mit dieser Arbeit fertig war, und wieder in den Laden trat, wurde er den Lieger gewahr, und sein Schrecken läßt sich leicht denken. Er hatte die Thü-

re noch kaum geöffnet, so machte er sie gleich wieder hinter sich zu, und lief eiligst durch einen hintern Ausgang zur nächsten Wache, um Hülfe zu holen. Einige Soldaten, die zu einem europäischen Regimente gehörten, begleiteten ihn wieder nach seinem Laden zurück, den der Lieger noch nicht verlassen hatte. Er rührte sich auch beim Anblick seiner Feinde nicht von der Stelle. Der Berwegenste unter ihnen, der die Kraft seines Gegners nicht kannte, trat mit den Worten vor: „Wie, ihr fürchtet euch vor einem solchen Thier? Ich werde es bald unterkriegen,“ und so stieß er mit dem Bajonette nach ihm. Der Lieger parirte den Streich, indem er es ergriff und krumm bog, als wäre es ein Stück Blei, bewegte sich indeß immer nicht von der Stelle, und man war gezwungen, ihn zu erschließen.

Der andere Lieger war bei einem Barbier eingekehrt, der sich erst kürzlich mit einer 18jährigen Frau verheirathet hatte. Diese wurde ihn zuerst gewahr; sie war kaum halb angezogen, und beschäftigt, den Laden in Ordnung zu bringen, während ihr Mann Wasser warm machte. Sie hielt das Thier für einen großen Hund, und rief ihren Mann, um ihn fort zu jagen. Dieser kam, erkannte die Gefahr, kehrte aber, statt an seine Frau zu denken, in das hintere Zimmer zurück, und schrie: es sey ein Tiger. Die Unglückliche wurde nun von Schrecken ergriffen, und sprang in ein kleines Schlafgemach, wo ihr Säugling war, den sie mit ihrem Körper schützen wollte. Der Tiger lief dem Manne nicht nach, sondern folgte der Frau, die nun ein schreckliches Geschrei erhob. Der Mann benutzte den Augenblick und lief fort, um Hülfe zu holen. Die Frau

wurde von dem Thiere zu Boden geworfen, ohne daß es jedoch dabei in besonderm Zorn war, oder ihr was thun zu wollen schien; es bemühte sich bloß, sie unter seiner Pfote auf der Erde zu halten. Zehnmal vertheidigte sie sich, stand auf, suchte zu entschlüpfen, aber immer warf das Thier sie wieder nieder. Sie hatte indeß noch keine andere Wunde erhalten, als die sie sich selbst an den Lagen des Liegers riß, wenn sie diese von sich abwehren wollte; es schien, als wollte er sie nur fest halten. Während dieses Kampfes, der ziemlich lang dauerte, weil es schwer war, schon so früh wachende Menschen zu finden, sah das Thier das Kind in der Wiege, berührte es sogar in seinen Bewegungen, vergriff sich aber nicht an demselben. Endlich kam Hilfe. Ein Mensch der muthiger war, als der Mann, dessen Frau sich in so augenscheinlicher Gefahr befand, tritt unbewaffnet herein, um diese zu befreien. Der Lieger wendet sich um, und reißt ihm mit seiner Laze die Augen und die ganze Haut des Gesichts herunter, ohne jedoch seine Gefangene los zu lassen. Der Ort, wo dieser Austritt vorging, war nur mittelst eines Verschlags von Leinwand, der nicht einmahl bis an die Decke reichte, von dem Laden geschieden. Man stellte Hausgeräthe über einander, stieg hinauf, und erschoss das Thier bei dem fürchterlichsten Geschrei der Frau, welche glaubte, zugleich mit ihm erschossen zu werden. So wurde sie gerettet. Der unglückliche Verwundete starb einige Tage nachher im Spital. Die junge Frau, welche mir dieß Alles selbst erzählte, war mit zwei und dreißig Wunden bedeckt, von denen indeß keine gefährlich war: sie fuhr sogar fort, ihr Kind zu säugen — In Ostin-

dien gibt es zwei Arten Liegerjagden: Einmal auf dem Anstande, wobei man folgendermaassen zu Werke geht. Die Jäger wählen einen der waldigen mit Ruinen bedeckten Hügel, die der Lieger zu besuchen gewohnt ist. Hier binden sie eine Ziege oder ein Böcklein an das Gebüsch und nehmen dann hinter dem alten Gemäuer Platz. Sobald der Lieger das angebundene Thier schreien hört, kriecht er äußerst leise und langsam herbei. Es gehört ein sehr gutes Gesicht dazu, wenn man ihn bemerken will. Die Jäger zielen nun, wobei sie allen seinen Bewegungen folgen, drücken jedoch nicht eher ab, als bis der Anführer Feuer ruft. Dies muß in dem Augenblicke geschehen, wo sich der Lieger zum Sprunge niederdukt. Im Fall die Jäger fehlen, sind neue Büchsen in Bereitschaft. Zweitens erlauert man die Lieger auf folgende Art; dies pflegen aber ausschließlich fast nur die Eingebornen zu thun. Sie bauen sich nemlich im dichtesten Theile eines Hügelwaldes, auf einem hohen Baume, ein Jagdnest, wie man in der Landessprache sagt, das bequem einen Mann fassen kann. Hier verbirgt sich der Jäger, so daß er den vorbeikommenden Lieger durch den Kopf schießen kann. Zuweilen befinden sich 2 dieser Jagdnesten in geringer Entfernung von einander, damit ein Jäger den andern sehen und nöthigenfalls unterstützen kann. Gesprochen darf aber durchaus nicht werden, weil sonst der Lieger die Stelle zu umgehen pflegt. —

#### Etwas über den Brand im Weizen

Hr. Franz Forzini, Mitglied der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Steuermark, macht fol-

gend  
gefu  
nehm  
unge  
faß,  
den  
Weiz  
unmi  
schne  
nicht  
wohl  
bring  
cale,  
aus,  
gen

war  
stren  
sten  
—  
zu ih  
um  
Rey  
Aber  
ersch  
beistr

Köni

gendes, nach mehrjähriger Erfahrung als bewährt gefundene Mittel wider dieses Uebel, bekannt: Man nehme zu einem Megen Weizen ungefähr  $\frac{1}{8}$  Megen ungelöschten Kalk, lege diesen in ein geräumiges Gefäß, gieße hierauf so viel Wasser, als es nöthig ist, den Kalk aufzulösen, schütte sodann den brandigen Weizen, ohne die Erköhlung des Kalks abzuwarten, unmittelbar in den noch siedenden Kalk, rühre ihn schnell und augenblicklich, damit der unterste Weizen nicht etwa anbrenne, mit einem Rührsheit so lange wohl untereinander, bis diese Mischung erkaltet; bringe sie sodann auf ein beliebiges aber trockenes Locale, breite solche mit einem Rechen etwa 1 Zoll hoch aus, und säe den so geartet gebeizten Weizen in einigen Tagen aus.

### A n e k d o t e n.

Ein unbekanntes Wort vom Marschall Ney. Ney war bekanntlich im Grunde seines Herzens ein sehr strenger Republikaner und der „Verkaiserung“ des ersten Consuls nichts weniger als hold. — „Aber Ney — sagte Bonaparte am Abend des Krönungstages zu ihm — ganz Paris war doch auf den Beinen, um mich als Kaiser zu sehn!“ — Ah bah! — gab Ney ganz trocken zur Antwort. — Das ist noch nichts! Aber mach dir einmal den Spaß und laß dich blind erschießen. Dann wett' ich, daß ganz Frankreich herbeiströmt.“ — Dies vergaß ihm Bonaparte nie.

Friedrich Wilhelm I. und Prinz Heinrich. Der König von Preußen, Friedrich Wilhelm I., beschäftigte

sich, besonders wenn er die Gicht hatte, mit der Malerei, und bediente sich dabei eines Malers, der ihm die Farben reiben mußte. Einst schickte er diesen weg, und unterdessen machte sich der Prinz Heinrich an den Reibstein, war aber so unglücklich, ihn herunterzustossen, so daß er mitten entzwei ging. „Junge was hast Du gemacht?“ rief der König. „In tormentis — gnädigster Vater!“ rief der erschrockene Prinz. Hierüber mußte der König so heftig lachen, daß er seine Schmerzen verlor, denn er hatte die Gewohnheit, unter diejenigen Gemälde, welche er in seiner Krankheit verfertigte, die Worte zu setzen: *Fridericus Wilhelmus in tormentis pinxit.* —

### Lord Byron.

Man weiß aus öffentlichen Blättern, daß dieser geniale englische Dichter in äußerst unglücklichen Eheverhältnissen lebte, deren Folgen eine entschiedene Abneigung gegen sein Vaterland war. Folgendes, das er selbst erzählt, giebt hierüber nähern Aufschluß: Die Welt giebt mir Schuld, daß ich Miß Millbank geheurathet habe, weil sie eine reiche Erbin war. Ich erhielt von ihren Eltern bloß 10,000 Pf. Sterl. zum Heirathgut. Mein Einkommen war damals noch nicht bedeutend und zum Theil verschuldet. Newstead brachte mir jährlich 1500 Pf. Sterl. ein; mein Gut in der Grafschaft Lancafter war in einem Prozes befangen, der mich bereits 14,000 Pf. Sterl. gekostet hat und noch nicht geendigt ist. Wir hatten ein Haus in der Stadt, wir gaben Diners, wir hatten jedes eigene Equipage, wir hatten allerhand Phantasien, die Geld kosteten. — das Ding konnte mit hin nicht lange dauern. Die 10,000 Pf. Sterl. Heirath-

gut wo  
lagerte  
selbst  
meine  
Gesch  
nehm  
ihrem  
Gläub  
nen,  
einen  
der mi  
flärn  
gesehe  
ich se  
ne, u  
gespro  
Tochte  
dy By  
schrieb  
für di  
selbst  
alles  
Weibe  
der,  
wenn  
Byron  
Laune  
über  
und  
Last?  
Sie f  
hat.

gut waren bald weggeschmolzen. Meine Gläubiger umlagerten mich, zuletzt nahm man uns unsere Möbeln selbst bis auf unsere Betten weg. Sie sehen, daß meine Sachen nicht zum Besten standen, und diese Geschichten konnten freilich der Lady Byron nicht angenehm sein. Wir kamen überein, daß sie einige Zeit bei ihrem Vater zubringen sollte, bis ich mich mit meinen Gläubigern gesetzt hätte. Denken sie sich mein Erstaunen, als ich gleich nach ihrer Ankunft zu London, einen sehr trockenen Brief von ihrem Vater erhielt, der mit „Mein Herr“ anfing, und mit der runden Erklärung endigte, daß ich seine Tochter zum letztenmal gesehen hätte. In meiner Antwort erklärte ich ihm, daß ich seine Gewalt über meine Gattin nicht anerkenne, und fügte hinzu, daß die in seinem Briefe ausgesprochenen Gesinnungen die seinigen, nicht die seiner Tochter seien. Aber bald brachte mir ein Brief von Lady Byron die Bestätigung dessen, was ihr Vater geschrieben hatte. Sie fragen mich, ob man keinen Grund für diesen schnellen Entschluß angab; und ob ich nicht selbst Vermuthungen darüber hegte. Ich will Ihnen alles sagen. Ich habe Vorurtheile in Hinsicht auf die Weiber und sonderbare Launen. So ist es mir zuwider, sie essen zu sehen, und ich kann es nicht leiden, wenn sie mich bei meinen Arbeiten unterbrechen. Lady Byron bequeme sich hierin durchaus nicht nach meinen Launen. Doch erinnere ich mich, ihr nur einmal darüber etwas Hartes gesagt zu haben; sie kam zu mir und fragte mich: Byron, falle ich Ihnen nicht zur Last? — Ganz vertheufelt! erwiederte ich..... Sie fragen mich, ob Lady Byron mich jemals geliebt hat. — Nein! Ich war in der Mode, als sie zuerst in

der großen Welt erschien, ich stand im Ruf, ein großer Mädchenjäger zu seyn, ich war ein Petit-Maitre (dandy), und diese beiden Gattungen der Männer sind bei jungen Mädchen beliebt. Sie hat mich aus Eitelkeit geheurathet, und in der Hoffnung, mich zu bessern und zu fesseln. Sie war ein verwöhntes Kind, von Natur zur Eifersucht geneigt, und diese Neigung wurde durch die teuflischen Umtriebe derjenigen, denen sie Vertrauen geschenkt hatte, noch bestärkt! Sie wurde leicht der Simpel hinterlistiger Personen, denn sie glaubte, das menschliche Herz bis auf den Grund zu kennen; in ihrem Kopfe spuckte eine der tollsten Ideen der Frau v. Stael, daß man jemand in den ersten Stunden besser kennen lernen könne, als in 10 Jahren. Nach dieser Theorie nun beurtheilte Lady Byron den Charakter der Leute, nachdem sie sie ein- oder zweimal gesehen hatte. Ueber meinen Charakter hat sie ganze Bände geschrieben; aber alle ihre Zeichnungen sind mir so unähnlich, als sie nur immer seyn könnten. .... Sobald unsere Scheidung öffentlich bekannt worden war, wurden die schändlichsten Verleumdungen über mich ausgestreut. Ich machte eines Tages ein Verzeichniß von den Namen aller der tugendhaften Männer, mit denen mich die öffentlichen Blätter verglichen. Es fallen mir in diesem Augenblick nur einige ein: Nero, Apicius, Epikur, Caligula, Heliogabal, Heinrich VIII. Alle meine Freunde nahmen die Partei meiner Frau; man schilderte mich als den schlechtesten Gatten, der auf dem ganzen Erdboden zu finden sei, als den bösesten, den verworfensten Menschen; meine Frau dagegen war eine heilige Märtyrerin, ein leibhafter Engel, die eingefleischte Tugend. Ich wurde in den Zeitungen verläumdert, ich war der Gegenstand aller Stadtgespräche, man pfiß mich aus, wenn ich in die Pairskammer ging und insultirte mich auf der Straße. Der Examinier war das einzige Blatt, das mich zu vertheidigen wagte, und Lady Jersey die einzige Person, die mich nicht für ein Ungeheuer hielt.